

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 20

Artikel: Ueber "intuitive" Menschen
Autor: Zulliger, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

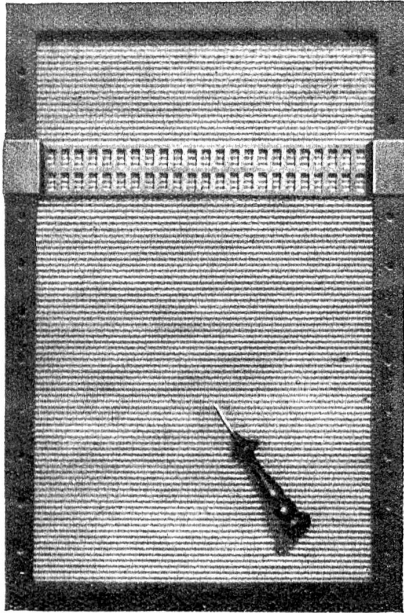
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch großes Interesse für das was nicht „greifbar“ nahe ist: für Geschichte Geographie usw. — Der musikalischen Ausbildung der Blinden wird große Sorgfalt gewidmet. Das Reich des Schönen erschließt sich ihm ja fast nur in



Blinden-Schreibtafel.

der Musik; darum darf und soll er hier so tief als möglich eindringen. Wer Lust und einige Fähigkeiten zeigt, darf ein Instrument spielen lernen, und in Gesang und Musiktheorie werden die Schüler so weit als möglich gefördert. — Sehr wichtig ist auch der Handfertigkeitunterricht. In allen möglichen Variationen tritt er in den Lehrstunden auf. Es werden durch die Handarbeit die manuellen Fähigkeiten des Lichtlosen gefördert, und so wird der späteren Berufslehre schon in der Schule der Weg geebnet und der Erfolg gesichert. — So erfüllt ein reges Leben und Streben den Schulstunden. Das blinde Kind muß es doppelt ernst nehmen mit all seinen Vorbereitungen für den „Kampf ums Dasein“, für den ihm eine wichtige Waffe von vornherein entzogen worden ist.

Die Lehrerschaft einer Blinden-Erziehungsanstalt darf und will aber nicht nur unterrichten; ihr Zögling soll nicht nur belehrt, sondern erzogen werden. Das ist keine leichte Sache. Das eine Kind ist im Elternhaus verwöhnt und verzogen worden: sein rücksichts- und grenzenloser Egoismus muß gebrochen werden. Ein anderes wurde vernachlässigt und strotzt nur so von üblen Gewohnheiten: da muß zuerst ein Urwald ausgerodet werden, bevor Blümlein sprießen können. Ach, wie ist es schwer für einen so tief Unglücklichen, wie es der des Lichtes Beraubte von Natur aus ist, sich mit dem Schicksal auszuföhnen und trotz seiner körperlichen Unzulänglichkeit zum Leben ein freundliches Ja zu sprechen! Die Jugendjahre eines Blinden werden oft erfüllt von Seelenkämpfen, die wir glückliche Sehende uns gar nicht vorstellen können.

Ist die Schulzeit vorbei, so stellt sich die Frage der Berufswahl. Sessel- und Mattenflechten, sowie die Herstellung von Endefinken, Marktneken usw. hat das blinde Kind schon in der Schule gelernt. Diese Beschäftigungen sind aber zu wenig einträglich, als daß es später aus ihnen leben könnte. Vielleicht entschließt sich der Schulentlassene, einen der „klassischen Blindenberufe“: Korb- oder Bürstenmacherei, zu lernen. Dazu hat er in der Erziehungsanstalt Gelegenheit. In neuester Zeit erschließt sich dem Nichtsehenden — noch mehr natürlich dem Schwachsichtigen — da und dort die Möglichkeit, in einer Fabrik beschäftigt werden zu können.

Auch sind blinde Masseure, Klavierstimmer, Musiker oder Akademiker nicht selten. In vielen Berufen kann der Blinde Bortwertiges leisten. Bringen wir ihm und seiner Arbeit Vertrauen entgegen! Er ist uns dafür unendlich dankbar und wird uns nicht enttäuschen! Das ist auch die beste und willkommenste Blindenhilfe. Der Lichtlose will nicht unser Mitleid. Er will nur sein Recht auf Arbeit; er will zum Lebenskampf in Reih und Glied mit uns gestellt werden.

Natürlich können Blinde nur dann etwas lernen, wenn der Lehrende sich je des Einzelnen immer wieder annehmen kann. In Schule und Lehrwerkstatt wird deshalb an kleine Gruppen ein gemeinsamer Unterricht erteilt. Das erfordert viel Lehr- und Wartepersonal. Darum ist ein Anstaltsbetrieb für Blinde bei aller Sparsamkeit immer eine kostspielige Sache. Das Berner Volk darf stolz sein darauf, die Mittel für den Betrieb einer so großen Blindenanstalt bisher fast ohne Staatshilfe aufgebracht zu haben. An unsern Blinden hat sich der Staat bisher wahrlich nicht überanstrengt. Zurzeit leistet er einen Betrag von je Fr. 1200 an die Besoldungen der Hauseltern und der Lehrkräfte: macht pro Jahr die „überwältigende“ Summe von Fr. 9600. Anderswo nimmt man sich der wirtschaftlich Schwachen ganz anders an und wahrlich nicht zum Schaden der Allgemeinheit.

Nicht wahr, es ist eine große Sache, wenn in eines einzigen Menschen leiblicher und seelischer Nacht ein höheres Licht entfacht werden kann! Die „Bernische Privatblindenanstalt“ hat in den bald hundert Jahren ihres Bestehens Hunderten von tiefunglücklichen Wesen eine gute Erziehung geschenkt und sie als zufriedene, tüchtige Menschen der Gesellschaft zurückgegeben. Sie verdient dafür unsern warmen Dank und unsere rückhaltlosen Sympathien.

Ueber „intuitive“ Menschen.

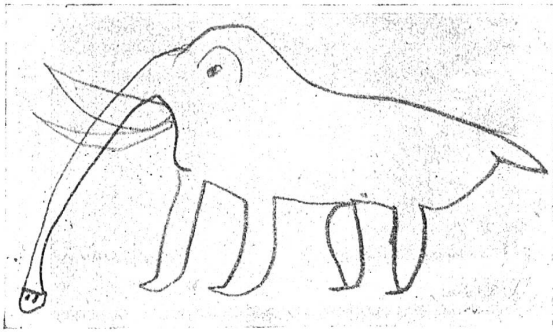
Wenn sich die gesamte Menschheit nach ihrer Arbeitsweise und Denkart prüfen ließe, so könnte man sie in zwei verschiedenartige große Teile scheiden. Der eine würde sich durch scharfes, logisches Denken, Hang zur Abstraktion und zum Rechnerischen, zum Bewußten, Ueberlegten, Vernünftigen auszeichnen, während die andere Gruppe aus Leuten bestände, deren Denken ausschließlich gegenständlich, kombinativ, große Zusammenhänge mehr erführend als logisch zerlegend, besteht. Man könnte auch sagen, die ersten sind die eigentlichen Denker und zur Wissenschaft geboren, während die anderen eher die Künstlernaturen bedeuten. Die ersteren sind Leute, die sich vermöge ihres Verstandes in das Leben einpassen, indem sie es zerlegen und sich unterwerfen, während sich die letzteren ahnend einföhnen.

Natürlicherweise gibt es keinen einzigen Menschen, der ausschließlich einer Art wäre, es hat ein jeder von beiden sein Teil mitbekommen. Immerhin sind meist diese mitbekommenen Teile ungleich: der eine neigt mehr zum Denk-, der andere mehr zum Gefühlstypus, wenn wir sie so nennen wollen. Die Bezeichnungen „Denktypus“ und „Gefühlstypus“ sind grob, sie fassen das nicht alles, was für den einzelnen der Typen charakteristisch ist — aber es existiert noch kein deutsches Wort, das die Arten genauer bezeichnete.

Ich möchte einiges über den zweiten Typus, über die mehr intuitiven, künstlerischen Menschen sagen, ohne dabei diese oder jene Art zu qualifizieren, oder ihr den Vorrang einzuräumen: wer wollte da ein objektives Urteil fällen können! Es werden wohl beide Arten für die Gesamtheit gleich wertvoll sein, beider Arbeit ist für die gesamte Gesellschaft gleich von Nutzen. Was ich vorhabe, sind einige Betrachtungen zur Psychologie des intuitiven Menschen.

Die Arbeitsweise des stark intuitiven Menschen ist eine ganz andere als die des anderen, der sein Werk mit Hilfe des bewußten Nachsinnens zuwege bringt. Während dieser beispielsweise fortgesetzt an seinem Werke schaffen kann und

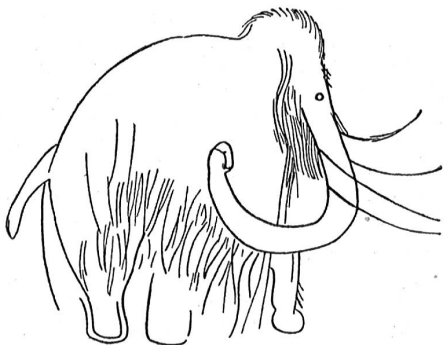
nur dann Ruhe und Unterbruch nötig hat, wenn er ermüdet ist, schafft der Intuitive unregelmäßiger, mehr in großen Impulsen. „Coup de génie“ nennt es der Franzose. Hier-



Elefant. Zeichnung eines 6jährigen Mädchens.

auf kann er vielleicht ein halbes Jahr oder länger nicht viel oder gar nichts leisten, auch wenn er nicht ermüdet ist. Der Wissenschaftler arbeitet an seinem gelehrten Buche oder an seiner Untersuchung Tag für Tag hundsviele Stunden, bis er vollbracht hat, was sein Ziel war. Der Künstler schafft — nehmen wir ein extremes Beispiel — wenn er sein Werk wie eine ihm geschenkte Offenbarung in sich fühlt, ohne Ermüdung Tag und Nacht, ohne sich recht Ruhe und Schlaf zu gönnen; und wenn es vollbracht ist, so schaut es ihn mit fremden Augen an, als ob es nicht seines Geistes Kind wäre; eine Zeitlang fühlt sich sein Schöpfer leer und unfähig, ein ähnliches Werk zu schaffen. Und ein jedesmal, wenn er eine Arbeit unternimmt, bedeutet sie ein erneutes Ringen und Sozusagen ein Vabanque-Spiel: „Gelingt es, oder gelingt es nicht?“ Er schafft wie im Fieber oder wie von eisiger Gletscherluft umgeben. „Es“ schafft in ihm, sagt er; „wie ein Quell aus verborgenen Tiefen“ drängen sich ihm die Gedanken auf, ohne daß er sich angestrengt Mühe gibt und lange auskügelt, wie er es machen kann oder will. Im Gegenteil, wenn seine Produktionskraft bestehen und nicht vorzeitig verfliegen soll, muß er seine Kritik zurückdämmen, um sie erst dann anzuwenden, wenn er seiner Schöpfung den „zweiten Schliff“ geben will, also wenn sie gleichsam schon aus ihm heraus entstanden ist.

Die Psychoanalyse hat jenes intuitive „Es“, den „Quell aus verborgenen Tiefen“ als das „Unbewußte“ bezeichnet. Es ist das Land, woraus unsere Träume und Phantasien, unsere Ahnungen und all jenes Wissen stammt, das uns niemand mitgeteilt hat und das wir doch wissen. Im Unbewußten sind alle unsere geistigen Kräfte verankert, sowohl die Triebe und Begehungen, wie auch die Mächte des



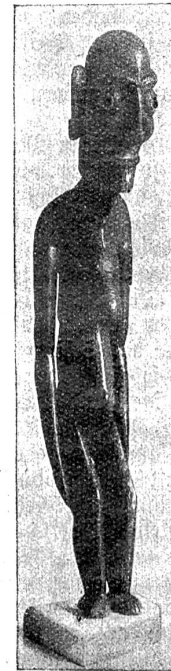
Mammut. Zeichnung eines Diluvialmenschen in der Höhle von Combarelles, zum Vergleich mit obigem Bilde.

Gewissens und der Schatz von Erinnerungen, Anlagen, Fähigkeiten, der uns von unseren Vätern vererbt worden ist, das Ziel und die Lebensaufgabe, das Ideal, das wir verfolgen und an dem wir uns (oft ganz unbewußt) messen,

und wegen dessen wir traurig und deprimiert sind, wenn unser aktuelles Ich dem Ideal-Ich so weit entfernt zu sein scheint.



Pfeisenkopfer, Holzbildnerel eines Schizophrenen, zum Vergleich m. d. Hausgöttern.



Hausgott aus Bronze, von Wilden angefertigt.



Hausgott aus Holz, von Wilden angefertigt.

Wo dieses Unbewußte mit dem Bewußtsein einigermaßen harmonisiert, kann ein Mensch glücklich sein und für seine Mitmenschen Beträchtliches leisten, ob er sich nun auf der intuitiven Linie oder auf derjenigen der Denker bewege. Wo es jedoch im argen Gegensatz zu dem Inhalte des Bewußten steht und gleichsam mit ihm im Kampfe liegt, entstehen Minderwertigkeitsgefühle und der lange Rattenschwanz nervöser Erkrankungen; ob der Betroffene nun ein „Denker“ oder ein „Künstlertyp“ sei, immer hindert ihn der gleichsam unterirdische Kampf am vollen Schaffen und am vollen Lebensgenusse. Solche Konflikte zu lösen, hat sich die Psychoanalyse zur Aufgabe gemacht.

Wenn wir uns fragen, was für Menschen zur Gruppe der „mehr Intuitiven“ gehören, so denken wir neben unseren ausübenden Künstlern und Dichtern an die Frauen. Und gleich scheidet sich unsere große Gruppe wieder in zwei Untergruppen: in die Schöpferischen und in die Nacherlebenden, Nachführenden, Rezeptiven, wozu die Frauen ja meist gehören.

Eine andere Gruppe, die zu den Intuitiven gehört, sind unzweifelhaft die Kinder. Sie beweisen es hauptsächlich durch ihre Produktivität. Sie erfinden tausend Spiele, sie phantasieren und betätigen sich (auf kindliche Art, natürlich) im höchsten Grade künstlerisch. Später macht dann das Künstlerische in ihnen mehr dem Denkerischen Platz: aus den Spielen, halb im Traume erfunden, wird zielbewußte Arbeit, der von innen herausprudelnde Tätigkeitsdrang wird abgelöst vom Tätigkeitszwang, der von außen her an das Kind herantritt in Form von Aufgaben, die ihm das Leben stellt und die es zu bewältigen hat.

Ähnlich wie das Kind verhält sich der primitive Mensch, der Wilde, und der Mensch des Steinzeitalters wird auch hierher gerechnet werden können. Wenn wir die künstlerischen Produktionen der Kinder, Primitiven und Höhlenmenschen miteinander vergleichen, so finden wir außerordentliche Ähnlichkeiten. Forscher berichten uns, daß Neger, Indianer und wenig kultivierte Ozeanierstämme sich

benennen „wie Kinder“. Sie sprechen von ihnen als von Menschen auf der „Kindheitsstufe“. Es steht fest, daß auch die weiße Rasse in grauer Vorzeit auf dieser Stufe stand. Davon meldet uns kein Geschichtsbuch, aber es kann nicht anders sein, als daß wir uns durch Jahrtausende nach und nach zu dem entwickelt haben, was wir heute sind. Der Kultur Mensch macht in der Zeit von seiner Geburt bis zu seiner Reife gleichsam nochmals die gesamte Menschheitsentwicklung vom Primitiven bis zum Kulturmenschen abgeführt durch.

Wenn wir die produktiven Menschheitsglieder der „Intuitiven“ betrachten, so dürfen wir eine Gruppe der Geisteskranken nicht außer Acht lassen, die auch hierher gehört, die künstlerisch veranlagten Schizophrenen. Ihre Werke sind den Schnitzereien der Kinder und der Primitiven oft bis zum Verwechseln ähnlich. Sie schaffen eben ähnlich wie Kinder und Wilde, sozusagen kritiklos aus dem Unbewußten heraus, aus der „Intuition“. Allerdings unterscheiden sich die Werke der Schizophrenen von wahren Kunstwerken genau so, wie sich eine Kinderzeichnung von der Zeichnung eines richtigen und erwachsenen Künstlers unterscheidet.

Die diesem Aufsatz beigegebenen Bilder*) wollen die innere Verwandtschaft der produzierenden Intuitiven auf zeichnerischem und plastischem Gebiete erhellen. Wer dem Unbewußten nahe steht, schafft ähnlich und hat ähnliche Ideen, Auffassungs- und Darstellungsarten. Das Unbewußte, jenes merkwürdige und noch wenig erforschte „Es“ erzeigt sich als der Hort schöpferischer Kräfte. Er erweist sich als kindlich, primitiv, atavistisch und künstlerisch zugleich. Die oben erwähnte Geisteskrankheit könnte als Rückfall in eine frühere, sehr primitive Entwicklungsstufe der Menschheit verstanden werden, wenn man sich auf die Beobachtung stützen darf, daß sich der Schizophrene in seinen Plastiken vom Neger und Malaien und dessen künstlerischen Figuren kaum unterscheidet.

H. Zulliger.

*) Aus H. Zulliger „Unbewußtes Seelenleben, die Psychoanalyse Freuds“, Franck'sche Verlagshandlung (Kosmos) Stuttgart. Preis Frs. 1.50 brosch.

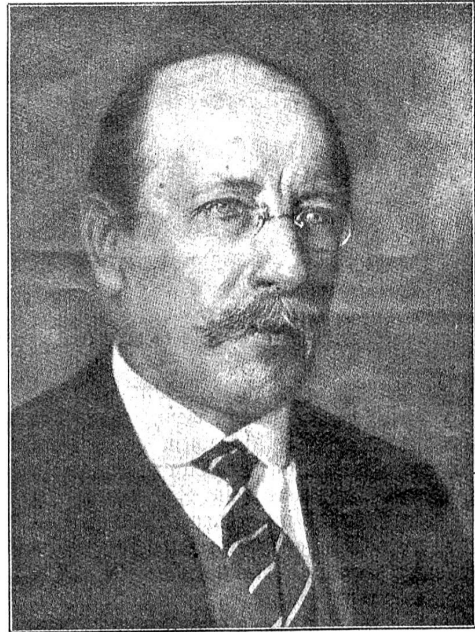
Meinrad Lienert.

Zu seinem 60. Geburtstag am 21. Mai 1925.

Der Hauptzug in Lienerts dichterischem Profile ist der Ausdruck von etwas Ruhigem, Festem, Sicherem, Kraftvollem und Solidem. Das macht die wahrhaftige Bodenständigkeit des Yberger Dichters aus, die er in keinem seiner Werke verleugnet hat, ob sie seien nun in Mundart, oder in der Schriftsprache geschrieben worden. Hier, bei den letzteren, spielen Mundartaussprüche als sprachliche Neuschöpfungen bereichernd, plastisch und träf hinein, sowie auch die köstliche Gabe Lienerts, treffende Bilder zu finden, wie nicht manchem der heute lebenden Dichter gegeben ist. Ueberall merkt man dem Schwyzler an, woher er stammt, und wie stark er mit seiner Heimat verwachsen ist; zwischen den Zeilen seiner Lieder riecht man gleichsam den herben Duft des Alpgrases und seiner bunten Blumen, und man fühlt einen wirklichkeitsfreudigen, frohen und eher derben und zugriffigen, als einen von des Gedankens Blässe angekränkelten Sänger, dessen Kehle die „Tödler vom Meisterjäger“ und die mannigfaltigen, lebensprudelnden Weisen des „Schwäbelpföfl“ entquellen. Da ist alles unmittelbar erlebt und ungekünstelt einfach, und darum groß und bedeutungsvoll, mächtig in der Intenführung wie die Silhouetten der Berge, die auf Lienerts Heimat herunter blicken. Und doch ist nichts an Lienerts Werke grob oder im schlechten Sinne häßlich, so daß es vom literarischen Feinschmecker nicht genossen werden könnte. Dieser Erdhafte ist zu sehr ein Künstler der Sprache und der Form, und er bildet in sich eine Art Vollendung wie etwa Gottfelf.

Sein Beispiel zeigt uns wiederum: wo zu all den vor-

züglichen Eigenschaften, die eine jahrhundertalte, ländliche Tradition pflegte und großzog, der Funke des Geistes kommt und ihr Träger wird, da entsteht ein Großer. Die Blut-



Meinrad Lienert

erneuerung in der Kunst und Literatur wird nicht in den Großstädten gegoren; das meiste, was von dort her mit vielem Glanze und lauten Posaunen zu uns gelangt, schrumpft schließlich in eine kleine und wenig bedeutungsvolle Mode zusammen.

Lienert hat sich um Moden nie gekümmert. Als sein Stern aufging, stand die literarische Welt gerade unter dem Zeichen des Naturalismus, der sobald von anderen — Ismen abgelöst wurde. Des Ybergers Lieder tönnten darein wie der Sang einer Drossel von der Spitze einer Dorfklinde, einfach, natürlich, erfrischend, voller Liebe und Freude an den Leuten seines Stammes und an der Landschaft seiner Heimat. Ich bin überzeugt, daß Lienert in seinen Liedern unsterblich sein wird, wenn auch alle seine anderen Werke untergehen würden. Seine Harzbubenlieder stehen in den Herzen seiner Volksgenossen wie die Felsen der Mythen über dem Gleden Schwyz. Die stürzt kein Sturm um und wäscht kein Regen weg. Ich kenne kein aufregenderes, trozigeres, kühneres Lied als sein „Haruus!“ Es entspricht so sehr der freiheitsliebenden Art der Bergler und der Schweizer überhaupt, daß alle vielgesungenen Vaterlandslieder daneben verblässen. Und der Rhythmus wirkt trotz seiner Einfachheit offensiver (ich finde kein bezeichnenderes Wort) als die Marseillaise der Franzosen. Man fühlt die verhaltene, schwerflüssige, aber in Bewegung gekommene Kraft eines ganzen Volkes, das sich erhebt und die Fesseln sprengt, die ihm aufgelegt werden sollen, man ahnt den unbezähmbaren Willen einer freiheitsliebenden Nation, deren Männer sich den Kriegstuf zurufen und ein jeder wie Villenrons Bidder Läng „Lewer duad, üs Slaav!“ sein will.

Männer wie Meinrad Lienert haben wir nötig, ganz besonders in Zeiten der allgemeinen Verwirrung, wie wir sie eben durchgemacht haben und heute noch daran leiden. Unentwegte geistige Führer, die über dem Gezänk des Tages und dem Chaos der Meinungen stehen und unseren Blick strenge nach dem einen Ziele richten: nach der Wahrung der kostbaren Güter, die unsere nationale Eigenart ausmachen, für die unsere Ahnen kämpften und die in jahrhunderte währendem Ringen erobert und gefestigt worden sind. Darum verehren wir Lienert und sind ihm dankbar!